Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 49 (1999)

Heft: 3

Buchbesprechung: Die "Renaissance". Verband Schweizerischer Katholischer Akademiker Gesellschaften 1904-1996 [Christoph Baumer]

Autor: Lussy, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gen sehr lesbar geschriebenen und spannend illustrierten Dissertation aber keinen Abbruch tun.

Ueli Haefeli, Bern/Emmenbrücke

Peter Böckli: **Bis zum Tod der Gräfin. Das Drama um den Hotelpalast des Grafen de Renesse in Maloja.** Zürich, Neue Zürcher Zeitung, 1998, 218 S., Abb.

Das vorliegende Buch ist ein gelungener Beitrag zur lokalen Tourismusgeschichte des Kantons Graubünden. Anhand eines konkreten Ereignisses, der sogenannten «Maloja-Affäre», skizziert der Basler Jurist und Professor Peter Böckli die Erwartungen und die Schwierigkeiten einer Pionierepoche wie derjenigen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Drama dreht sich um das Entwicklungsprojekt des grossartigen, noch heute existierenden «Grand Hotel Palast» auf dem Malojapass. Der Gönner, ein unbekannter belgischer Graf namens Camille de Renesse, präsentierte stolz sein Meisterwerk dem Adel und dem reichen Bürgertum aus ganz Europa. Tatsächlich konnte sich der Bau als modernstes und technisch fortgeschrittenes Gebäude rühmen. Dafür wurde auch die bedeutende Summe von 100 Mio. Schweizer Franken (nach heutiger Kaufkraft) investiert, die beträchtliche politische, ökonomische und soziale Kräfte und Interessen in Bewegung setzte. Im Dezember 1884, wenige Monate nach der Eröffnung des Hotels, ging der Graf bankrott und musste fliehen. Das Scheitern dieser Spekulation hatte für viele ausländische Gläubiger schwere wirtschaftliche Konsequenzen.

Das Hauptkapitel der Nachforschungen konzentriert sich auf die Frage nach den wirtschaftlichen Gründen, die zum Scheitern des Projektes geführt haben. Zufällige und schlecht berechnete Faktoren, wie der Ausbruch der Malaria, der verdächtige Tod der Gräfin, die unklare Buchführung und die noch nicht geregelten schweizerischen Baugesetze, sind nur einige Beispiele hierfür. Es ist dem Verfasser gelungen, gerade Nichtspezialisten mühsame Wirtschaftsverfahren und Rechtskonzepte näherzubringen. Wirtschaft, Recht und historischer Kontext auf internationaler sowie einheimischer Ebene sind klar und im Zusammenhang dargestellt. Ein gutes Beispiel für die heutige interdisziplinäre Forschungstendenz. Die Studie stützt sich auf umfangreiche Dokumente, die leider in der Bibliografie nicht deutlich von der Sekundärliteratur abgehoben wurden. Hingegen ist der Text mit solidem Bildmaterial ergänzt.

Flavia Crameri, Fribourg

Christoph Baumer: **Die «Renaissance». Verband Schweizerischer Katholischer Akademiker Gesellschaften 1904–1996** (Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz. Hg. Urs Altermatt, Bd. 20). Freiburg, Universitätsverlag, 1998, 290 S.

Der 20. Band der Freiburger Publikationsreihe «Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz» mit Schwerpunkt auf der Geschichte des politischen Katholizismus in der Schweiz des 20. Jahrhunderts versteht sich als Beitrag zur Geschichte der katholischen Studentenvereinigungen und des katholischen Geisteslebens und deckt die Zeitspanne von 1904 bis 1996 ab. Er basiert auf einer leicht erweiterten, vorwiegend deskriptiven Charakter aufweisenden Berner Lizentiatsarbeit von Christoph Baumer über die kleine, wohl nurmehr wenigen Insidern des katholischen Geisteslebens bekannte, Renaissance-Gesellschaft und wird durch einen recht umfangreichen geistesgeschichtlichen Exkurs von Iso Baumer (Altherr der Renaissance Bern, Präsident des Renaissance-Verbandes,1964–68) ergänzt.

Im Selbstanspruch, eine Vereinigung von Suchern zu sein, und im Willen, sich frei mit den Resultaten der Wissenschaften auseinanderzusetzen sowie sich «an keinem Parteiprogramm festzubinden», erscheint die Renaissance als durchaus modernes Phänomen. Parallelen zu jugendbewegten Bünden und Vereinen (Reformstudenten, Wandervögel usw.), die um die Jahrhundertwende vor allem in Deutschland, aber auch in der Schweiz in Erscheinung traten, drängen sich auf, werden aber von Baumer nicht angesprochen. Hier wie dort wurde eine inhaltlich nur spärlich gefüllte Programmatik von einem idealistischen Credo begleitet, welches Anspruch auf Selbstbestimmung und kulturelle Autonomie reklamierte. Das trendige Renaissance-Symbol des aufsteigenden Phönix vermochte eine gewisse Distanz zur Gegenwart, den Wunsch nach Neugeburt und die Berufung zu prometheischen Aufgaben einer jungen Generation treffend zu versinnbildlichen und lag auf der Linie der pathetisch-romantischen Symbolsprache der Jugendbewegungen. Und vor allem war da der Wunsch nach echter, authentischer Gemeinschaft, die nicht durch formalistische und hierarchisierte Regelwerke überformt war, wie etwa die zwischenmenschlichen Beziehungen in der modernen bürgerlichen Gesellschaft oder – als Referenzbeispiel für die Renaissance – im traditionellen Studentenverein. Das Unbehagen gegenüber dem bierdurchtränkten, ritualisierten und streng formalisierten Verbindungsleben des Schweizerischen Studentenvereins (StV) nährte in einer kleinen Minderheit der katholischen Studentenschaft das Bedürfnis nach einer Alternative. So formierten sich zuerst in Zürich (1906) und darauf in Basel (1913) literarisch-wissenschaftliche Zirkel, die sich 1916 unter dem Namen «Renaissance» zu einem Dachverband zusammenschlossen, dem sich bis 1917 noch eine Freiburger und Berner Gesellschaft anschlossen. Christoph Baumer sieht auch im «Literaturstreit» von 1895 einen wichtigen Impuls zur Gründung der «Renaissance». Damals initiierte Carl Muth eine heftige Diskussion, die selbstkritisch auf die Enge des katholischen Kultur- und Bildungslebens hinwies, das Inferioritätsgefühl vieler Katholiken weiter nährte, aber auch zu aktiven Massnahmen im Sinne einer Bildungsoffensive führte. Die «Renaissancler» seien der Ansicht gewesen, dass sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts gerade in diesem Bereich neue Aufgaben für die katholische Studentenschaft ergäben, zu deren Verwirklichung «die starren Formalismen und alten Traditionen der herkömmlichen farbentragenden Organisation» des StV hinderlich seien. In «edlerer» Gemeinschaft wollte man Freundschaften pflegen und die «innere Wiedergeburt des einzelnen Studenten» auf dem Boden des katholischen Glaubens fördern, wobei die Erneuerung des katholischen Studententums als sekundäres Ziel vorschwebte. Demgemäss nahm im Gesellschaftsleben die wissenschaftliche Auseinandersetzung vorwiegend religiöser und kultureller, aber auch rechts- und naturwissenschaftlicher Art den grössten Raum ein, was der Renaissance gelegentlich den Vorwurf einbrachte, ein allzu kopflastiger Debattierklub unverbindlicher Schöngeister zu sein. Interessant ist Iso Baumers Hinweis auf einen speziellen Renaissance-Abend über die Judenfrage (1924). Die unlängst von Urs Altermatt dokumentierte Affinität katholischer Intellektueller der Zwischenkriegszeit zu einem «doppelten Antisemitismus» findet hier ihre Bestätigung in einer Vereinigung, die nach Baumer als «eher progressive» Erscheinung innerhalb des Schweizer Katholizismus eingestuft werden kann. Wohl mag der Referent Carl Doka am rechten Rand der Renaissance angesiedelt gewesen sein, doch konnten seine Ausführungen auf ungeteilten Zuspruch aus den Reihen der Altherrenschaft und Aktivitas stossen.

In einem ersten, institutionengeschichtlichen Teil beschreibt Christoph Baumer gründlich, gelegentlich auch detailversessen die unspektakulären Anfänge dieser Studentenorganisation, ihr Verbandsleben und ihre beachtliche Publikationstätigkeit. Letztere gipfelte in der Lancierung einer qualitativ hochstehenden Jahrbuchreihe, an der namhafte Persönlichkeiten des katholischen Geisteslebens partizipierten, die aber die hochgesteckten Ziele nicht erfüllen konnte und über den Verbandskern hinaus nur von einer kleinen Öffentlichkeit rezipiert wurde. Im publizistischen Bereich sehen die Autoren die eigentliche Stärke der Renaissance. Viele ihrer Mitglieder, die sich später als Publizisten, Verleger oder Schriftsteller etablierten, hätten hier ein Forum gefunden, wo sie ihre Talente entwickeln und erproben konnten. Im Gegensatz zum StV diente die «Renaissance» nur wenigen als Sprungbrett für eine politische Karriere. Überhaupt beschäftigte man sich mit politischen Fragen nur am Rande, was ihr etwa in den hochpolitischen 30er Jahren vorübergehende Mitgliederverluste einbrachte. Während im Herbst 1935 der Grossteil der katholischen Studentenschaft der Totalrevisionsinitiative entgegenfieberte, versenkte sich die Zürcher Renaissance-Sektion gemäss ihrem Semesterthema in die Geheimnisse der Liturgie. Dem vielseitigen, schwer fassbaren Charakter der Renaissance entsprechend, muss aber auch erwähnt werden, dass sich die Verbandstagung 1934 und eine eigene Publikation dem katholischen Integrationsideologem der berufsständischen Ordnung annahm.

Interessant ist die Reaktion des StV auf die Gründung der «Renaissance», die auf ihrem Höhepunkt (1918) 112 aktive Mitglieder zählte, was etwa einem Zehntel der Aktivitas des StV entsprach. Seine Monopolstellung verteidigend und Einheitsblockrhetorik bemühend sprach sich der StV dezidiert gegen eine weiter Studentenorganisation aus: Die Einheit des Katholizismus solle sich in der Einheit des Vereinslebens spiegeln. StV-Mitgliedern wurde zwar der Eintritt in die Renaissance nicht verboten, doch versuchte man dieser wichtige Verbindungen abzuschneiden, indem ein «offener Brief» die eigenen Ehrenmitglieder aufforderte, sich von Gründung und Förderung katholischer Parallelverbindungen fernzuhalten. Der Aufruf wurde aber kaum beachtet, und so konnte sich auch die Renaissance mit einer Ehrenmitgliederliste, an deren Spitze die Schweizer Bischöfe standen, als fest integrierter, wenn auch vergleichsweise weniger scharf konturierter, Bestandteil der katholischen Subgesellschaft betrachten. Diese Auszeichnung brachte aber auch Verpflichtungen mit sich, wie Christoph Baumer im zweiten Teil aufzeigt, der sich um Ereignisse und Personen (renaissancerelevante Kurzporträts zu bekannten Mitgliedern des Verbandes: Otto Karrer, Eduard Korrodi, Hans Urs von Balthasar, Heinrich Federer, Carl Doka, James Schwarzenbach) der Renaissance-Geschichte dreht. Als der bekannte deutsche Theologe Josef Wittig, Verfasser eines Artikels im 4. Jahrbuch der Renaissance, in die Mühlen der römischen Indizierungspraxis geriet und gar exkommuniziert wurde, sah sich die Renaissance 1927 genötigt, ihn von der Ehrenmitgliederliste zu streichen, um dort weiterhin die schweizerischen Bischöfe aufführen zu können. Baumer wertet diesen Umstand als Beleg für das ausgeprägte Bedürfnis der Renaissance – bisweilen wurde ihr zu Unrecht allzu liberales Gedankengut nachgesagt –, sich in der katholischen Subgesellschaft integriert zu wissen. Nebenbei vermittelt diese Episode eine Einsicht in die äusserst effizienten Ausschlussmechanismen der katholischen Kirche, gerade unter den Bedingungen des Milieukatholizismus. Fast dreissig Jahre später sah sich die ansonsten in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommene Renaissance unversehens in einen bedeutenderen kirchenpolitischen Fall verwickelt. Vermeint-

lich kirchenfeindliche Äusserungen des angesehenen Theologen und äusserst aktiven «Renaissanclers» Hans Urs von Balthasar an einer verbandsinternen Tagung führten zu einem aufsehenerregenden Streit zwischen ihm und Alois Schenker, dem sich als Kirchenwächter aufspielenden Redaktor der schweizerischen Kirchenzeitung. Während es Balthasar, so Iso Baumer, um die «Rehabilitierung des Laien in der Kirche» ging, sah Schenker in Balthasars Position einen ungeheuerlichen Verstoss gegen die scheinbar notwendige Trennung des Kirchenkörpers in eine lehrende und eine hörende Kirche. Der Streit konnte erst durch episkopales Einlenken gelöst werden und endete zuungunsten Schenkers. Damit habe die Renaissance bedeutend an der kulturellen und religiösen Öffnung grosser Teile der katholischen Kirche noch vor dem Konzil mitgewirkt. Im Übrigen zeigt sich damals besonders deutlich, dass das Spektrum der weltanschaulichen Positionen innerhalb der Renaissance ausgesprochen breit war – für einige zu breit. James Schwarzenbach, der sich aktiv auf die Seite Schenkers geschlagen hatte, gab seinen Rücktritt.

Um der Gesamtdarstellung willen behandelt Christoph Baumer im dritten und letzten Teil schliesslich noch die Jahre 1971–96, aus denen es aber kaum mehr Nennenswertes zu berichten gibt als die allmähliche Auflösung einer Vereinigung, die ihre verbliebene Energie vorwiegend noch auf die Frage konzentrierte, wie sie sich selbst zur Weiterexistenz motivieren könnte. Die von beiden Autoren schon auf frühere Phasen der Verbansgeschichte gemünzte Feststellung einer trägen Grundstimmung des Gesamtverbandes schlug nun endgültig in Lustlosigkeit um und setzte einer katholischen Kleininstitution, die «sich in die schweizerische Katholizismusgeschichte des 20. Jahrhunderts einzeichnete als ein bescheidenes, aber doch bemerkenswertes Element», ein Ende. Einzig die Basler Sektion konnte sich bis heute halten, was vor allem einem grosszügigen finanziellen Zuschuss durch das Erbe eines Altherrn zu verdanken ist. *Peter Lussy, Basel*

Völkermord und Verdrängung. Der Genozid an den Armeniern – die Schweiz und die Shoah. Hg. vom Arbeitskreis Armenien. Zürich, Chronos, 1998. 198 S.

Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und während der Judenvernichtung war in letzter Zeit oft Gegenstand von historischen Arbeiten und Publikationen. Mit den ethnischen Säuberungen oder dem Völkermord auf dem Balkan taucht die Frage der Armenier und ihres grausamen Schicksals wieder auf. Auch in diesem Fall spielte und spielt die Schweiz eine Rolle.

Im ersten Abschnitt wird der steinige Weg der Anerkennung der Massaker an den Armeniern als Völkermord dargestellt. Vahakn N. Dadrian stellt diesen Genozid im damaligen politischen Umfeld dar. Welches Echo die Verfolgungen der Armenier in der Schweiz auslösten, verfolgt Peter Bührer. Die Presse berichtete in beträchtlichem Umfang darüber und eine grosse Zahl Unterschriften wie auch Spenden wurden gesammelt. Obwohl auch in anderen Ländern ähnliche Reaktionen zu verzeichnen waren, musste die internationale Anerkennung erkämpft werden. Einen Grund lokalisiert Elvira Kiendl im türkischen Staat, der die Massaker leugnete und noch leugnet. Angeline Fankhauser befasst sich mit der Haltung der Schweiz, die sich schwer tat, den armenischen Genozid offiziell anzuerkennen. Da das diplomatische Verhältnis zur Türkei nicht das stabilste und freundschaftlichste ist, wurde dieser Akt vermieden. Abschliessend wird der Tatbestand des Völker-